Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 66 (1986)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Auf Eulenspiegels Wegen

Zur Ausgabe der Gesammelten Werke von Wolfgang Koeppen

1960 schrieb Wolfgang Koeppen für eine Prosa-Anthologie einen Beitrag über die neue deutsche Befindlichkeit. Ganz am Schluss, nachdem er beschrieben hat, wie angenehm und verhältnismässig sicher das Leben in der Bundesrepublik sei, merkt er an, er möge allerdings manche Gesichter nicht. Wenn er an 1945 denke, meine er, dass von dort und damals eine Bewegung der Geschlagenen hätte ausgehen können, ein Glaube der Gewaltabsager, der Reumütigen, der Fahnenlosen, der Übernationalen, der brüderlichen Menschen guten Willens schlechthin. *«Manchmal möchte ich über die zarte Pflanze unserer Demokratie weinen»,* steht da zu lesen. Koeppen traut der Sache nicht ganz, und der Grund seines Zweifels ist unverkennbar: Es ist alles ein wenig zu rasch und zu glatt gegangen, die *«Bewegung der Geschlagenen»* und der *«Fahnenlosen»* konnte sich nicht konstituieren. Und darum scheint Koeppen *«in den stolzen An- und Abflügen, den hehren Begrüssungen und siegverkündenden Ansprachen von Wahn»* (dem Kölner Flughafen) *«Nomen Omen zu sein.»*

Ich weiss nicht, ob dieser Text je in die Lesebücher kommen wird, ob er vielleicht gar schon drin ist. Klassische Prosa ist es, ein grossartiges kleines Beispiel deutscher Sprachkunst und ausserdem ein Lesestück, zur Besinnung auf die Wahrheit hinter den Parolen und auf die Chance des Gewissens geschrieben, nicht schlecht geeignet für die bildungswillige Jugend und den Erwachsenen ein Mahnzeichen. Eben darum aber ist dieser Autor offenbar lange als unbequem empfunden worden, vor allem in der Zeit des Neubeginns und des Wiederaufbaus, in der Zeit des Wirtschaftswunders. Da hatte man keine Lust zu quälenden Selbstprüfungen. Ein Roman wie *«Tauben im Gras»,* 1951 erschienen, trug Koeppen Schelte ein, weil er zu

genau beschreibt, was vorgeht. Von seiner Hauptfigur Keetenheuve im zweiten Roman, *«Treibhaus»* (1953), sagt der Erzähler: *«Das Kriegsende hatte ihn mit Hoffnungen erfüllt, die noch eine Weile anhielten, und er glaubte, sich nun einer Sache hingeben zu müssen, nachdem er so lange abseits gestanden hatte. Er wollte Jugendträume verwirklichen, er glaubte damals an eine Wandlung, doch bald sah er, wie töricht dieser Glaube war, die Menschen waren natürlich dieselben geblieben, sie dachten gar nicht daran, andere zu werden, weil die Regierungsform wechselte, weil statt braunen, schwarzen und feldgrauen jetzt olivfarbene Uniformen durch die Strassen gingen und den Mädchen Kinder machten, und alles scheiterte wieder mal an Kleinigkeiten, an dem zähen Schlick des Untergrundes, der den Strom frischen Wassers hemmte und alles im alten stecken liess, in einer überlieferten Lebensform, von der jeder wusste, dass sie eine Lüge war.»*

Keetenheuve, der Held des Romans, ist Bundestagsabgeordneter. Nach privaten und mehr noch nach Enttäuschungen, die in dem zitierten Abschnitt skizziert sind, begeht er Selbstmord. Auch die zwei Romane, die vor und nach dem *«Treibhaus»* erschienen sind, *«Tauben im Gras»* und *«Der Tod in Rom»* (1954) befassen sich mit gesellschaftlichen Zuständen und Vorgängen in der Bundesrepublik nach dem Kriege. Koeppens Diagnose ist vorwiegend pessimistisch. Er hat den Blick der Kassandra, und er lässt sich nicht täuschen. Da er nicht etwa politische oder ideologische Positionen gegeneinander ausspielt, als ob die einen die Guten und die andern die Bösen wären, sondern jederzeit das Gesamtbild der Gesellschaft im Auge hat, ist seine Diagnose beunruhigend für alle, die sich in der neuen Republik etabliert haben. Sie fühlen sich durchleuchtet, mit Röntgenaugen fixiert, und so ist denn schon früh gegen Koeppen der Vorwurf *«literarischen Franktireurtums»* erhoben worden, in dem Sinne nämlich, dass er bestimmte Personen und Fakten für seine Geschichten ausschlachte. Er hat sich dagegen im Aufsatz *«Die elenden Skribenten»* gewehrt, einem bewundernswerten Stück Prosa (an dem nur der Titel etwas fragwürdig ist, weil er fast gleich lautet wie des Satirikers Liscow köstliche Abhandlung *«Von der Notwendigkeit der elenden Scribenten»).* Koeppen versteht unter dieser Bezeichnung nicht etwa — wie Liscow, den Goethe mit Anerkennung erwähnt — die schlechten Schriftsteller, sondern die guten, die jedoch Aussenseiter sind und nicht mitmachen, weshalb sie gesellschaftlich im «Elend» leben. Einer, der schreibt, sitzt zu Hause an seinem Tisch, den Blick ins Leere gerichtet oder ins Schwarze oder Helle, Türen und Mauern durchdringend. Er sieht im Herzen der Menschen die Wahrheit, die Süsse und die Bitternis des Lebens, das Geheimnis, die Angst, den Schmerz und den Mut. *«Gegen diese Durchleuchtung kann man sich nur wehren, indem man die Bestie wieder in den Kindergarten einer ‹Schrifttumskammer› sperrt, um sie dort mit bukolischem Salat oder völki-*

schem Kraut zu füttern. Solange wir aber noch nicht wieder eingepfercht sind, werden wir uns, werde ich mich auf der Weide des Lebens, im Umkreis der Zeit tummeln.» Der Seitenhieb auf die nazideutsche Literaturpolitik ist brillant formuliert und die Argumentation gegen den Vorwurf des *«Franktireurtums»* überzeugt. In Wolfgang Koeppens gesamtem Werk haben wir nichts Geringeres als eine epische und essayistische Beschreibung einer Epoche vor uns, die nichts beschönigt und nichts verzerrt, die geprägt ist von der Trauer und der Enttäuschung darüber, dass den *«Fahnenlosen»* und den *«Reumütigen»* einmal mehr keine Chance blieb. In einer autobiographischen Notiz (*«Umwege zum Ziel»*), die in die «Gesammelten Werke» aufgenommen worden ist, sagt der Schriftsteller, er habe, als es auf dem Gymnasium zum guten Ton gehörte, Monarchist zu bleiben, die Ansichten der Republik vertreten. Die Mitschüler seien damals im Ludendorff-Bund marschiert. *«Ich marschierte nicht. Ich jagte allein.»* Die Haltung hat er beibehalten. Es ist die Haltung dessen, der sich durchaus nicht abwendet, sondern der im Gegenteil den Lauf der Dinge verfolgt und wie Keetenheuve glaubt, sich einer Sache hingeben zu müssen, aber der es nach seinen selbständigen und unabhängigen Entscheidungen tut, die ihm verbieten, mit den andern zu marschieren. Diese Haltung hat ihre Konsequenzen.

*

Die sechsbändige Ausgabe der Gesammelten Werke, die zu Wolfgang Koeppens 80. Geburtstag erschienen ist, enthält in den ersten beiden Bänden die fünf Romane, dann in einem Band erzählende Prosa (mit dem Hauptstück *«Jugend»*), zwei Bände Berichte und Skizzen, von denen der erste die grossen Reiseberichte zusammenfasst, *«Nach Russland und anderswohin»*, die *«Amerikafahrt»* und die *«Reisen nach Frankreich»*[1]. Schliesslich vereinigt ein Band, auch er über fünfhundert Seiten stark, die Essays und die Rezensionen. Koeppen war von seinen beruflichen Anfängen an bis ins hohe Alter ein engagierter Kommentator und Publizist, ein Mitarbeiter von Rundfunk, Zeitschriften und Zeitungen. Vor Hitlers Machtergreifung war er Redaktor am *«Berliner Börsen-Courier»*. Er hat auch als Dramaturg und Regievolontär gearbeitet und suchte eine Verbindung zur Piscator-Bühne. Noch früher, so berichtet die schon erwähnte autobiographische Notiz, war der 1906 in Greifswald geborene Sohn einer *«nach landläufiger Auffassung heruntergekommenen Familie»* als Schiffskoch zur See gefahren, hatte in St. Pauli Eis hergestellt und war Platzanweiser im Kino. Dass es zu seinem Selbstverständnis gehört, ein Entwurzelter zu sein, geht aus manchen Stellen seines Werks hervor, die sich nicht unmittelbar auf ihn selbst beziehen. So zum Beispiel charakterisiert er — am Anfang des Reiseberichts *«Nach Russland und anderswohin»* — den Dichter Matthias Claudius: Er habe in Jena Theologie studiert, aber die

Gottesgelehrtheit dann verworfen. Er habe sich an die Rechtswissenschaft gehalten und als entwurzelter und zorniger junger Mann in Kopenhagen gelebt. Er sei — *«ein Gescheiterter und ein Träumender»* — in Rheinfeld gewandelt, wo er geboren sei, habe eine poetische Zeitung herausgegeben, in Darmstadt als Redakteur jedoch enttäuscht. Als grämlicher Pietist sei er gestorben. Die Stationen dieses Lebenswegs mögen im grossen ganzen stimmen; wie sie hier zusammengestellt sind, sagen sie ebenso viel aus über den, der das Porträt geschrieben hat. Rang und Leistung sind nicht an dem abzulesen, was in den Augen der Menschen gewöhnlich für Erfolg gehalten wird. Dass Koeppen Claudius einen Gescheiterten nennt, ist ja nur aus dem Gesichtspunkt der Menge richtig. So hat ihn wohl die Welt gesehen, die nicht zu würdigen wusste, dass dieser Poet der Verfasser des Liedes an den Mond ist und dass wir ihm die tiefen und feinen Weisheiten zu danken haben, die im *«Wandsbeker Boten»* nachzulesen sind.

Zu Kleists 200. Geburtstag schrieb Wolfgang Koeppen einen Aufsatz, in welchem er unter anderem schildert, wie Kleist ungerufen auf dem Schlachtfeld auftaucht, nachtwandelnd am Tag und vor Erregung blind, und wie er Schmähreden gegen Frankreich hält, die niemand hören will. Die Soldaten, schreibt Koeppen, waren zu müde, ihn zu erschlagen. Kleist habe gestammelt, Deutschland habe ihm den Atem genommen. Auch habe er in Berlin, stumm und die Finger verkrampft, in den Salons literaturbeflissener Damen gehockt, die den kleinen Poeten und gescheiterten Journalisten, den entlassenen Leutnant kindlich, tölpelhaft und etwas schmutzig gefunden hätten. Schliesslich war, so Koeppen, *«die Niederlage offenbar und die Unsterblichkeit für das Grab gewonnen»*.

Wiederum werden das Scheitern und die Niederlage betont. Und zugleich ist die Solidarität spürbar, in der sich der Autor mit Kleist wie mit Claudius verbunden fühlt in der Gemeinschaft der *«elenden Skribenten»*. Koeppen freilich zerbrach nicht am Unverstand der Welt, sondern hat sein Werk vollendet, in grossen Schüben und mit langen Pausen dazwischen. So wie es jetzt vorliegt, gehört es wohl zu den allerbedeutendsten der deutschen Nachkriegsliteratur. Aber gemessen an Namen wie Böll, Andersch, Johnson, Walser oder Grass wird man verwundert feststellen, dass dieser grossartige Schriftsteller eigentlich nie im Vordergrund der Szene anzutreffen und nie im lauten Gespräch war. Auf den Bestenlisten und in den Auflagenstatistiken ist er wohl erst noch im Kommen. Die Gesamtausgabe wird ihn erstmals in seiner wahren Grösse sichtbar machen. Er ist ein Schriftsteller allerersten Ranges. Ich könnte mir vorstellen, dass in der Bewertung dessen, was seit 1945 in deutscher Sprache geschrieben worden ist, Verschiebungen eintreten werden, ohne Zweifel zum Beispiel in der Hinsicht, dass Heinrich Böll, nach literarischen Kriterien beurteilt und nur als Beispiel neben anderen genannt, hinter Koeppen vermutlich

zurückbleibt. Die Berühmheiten von gestern und heute werden an seiner Leistung gemessen werden. Sprache und Stil dieses Autors sind ein Richtmass, klassisch und lesebuchreif sowohl wie auch kühn in der Verwendung moderner Mittel, eigenwillig, ja eigensinnig zum Beispiel in der Interpunktion, so dass sich der Verlag anlässlich der Erstveröffentlichung von *«Jugend»* gezwungen sah, in einer Fussnote mitzuteilen, der Autor weiche bewusst von den Interpunktionsregeln ab. Seine Sätze sind wie ein reissender Strom, der über Katarakte vorantreibt und in vielen Farben spielt, der rauscht und tönt wie ein Orchester. Dann wieder staut sich der Fluss, stockt der Atem. Hier ist ein Sprachmeister am Werk, der seine Kompositionen auch rhythmisch beherrscht. Man kann sich eigentlich nur wundern, dass er lange Zeit als ein «Fall» behandelt wurde, nämlich als ein Autor, der nach Anfangserfolgen verstummt sei. Nach *«Der Tod in Rom»* dauerte es vier Jahre, ehe ein neues Buch von ihm erschien, und das ist offenbar im hektischen Literaturbetrieb der Nachkriegszeit schon zu lange. Und dann waren es erst noch die Reiseberichte *«Nach Russland und anderswohin»*, Radio-Essays zum Buch gebunden. War er etwa nicht mehr produktiv? Man muss diese *«Empfindsamen Reisen»* lesen: es sind Meisterwerke deutscher Prosa. Wie man — weil Koeppen keinen Roman mehr schrieb — von ihm sagen konnte, er sei verstummt, bleibt vollkommen unverständlich.

*

Aber dafür, dass es mit seiner Rezeption harzig voranging, gibt es natürlich schon Gründe. Seine literarischen Anfänge reichen zurück in die Jahre 1934 und 1935, als nacheinander die Romane *«Eine unglückliche Liebe»* und *«Die Mauer schwankt»* bei Cassirer in Berlin erschienen. Dann kam eine Zeit des politisch bedingten Schweigens. *«Ich stellte mich unter, ich machte mich klein, ich ging Eulenspiegels Wege»*, schreibt er selbst darüber. Danach dann war er wie gelähmt: *«Ich wunderte mich über die vielen Unschuldigen, die auf einmal auftauchten und zur Krippe gingen, über die alten Schuldigen, die ihre Stellungen hielten oder verbesserten, über jeden, der nichts gesehen, nichts gehört, nichts gewusst und nichts gelernt hatte.»* Zum einen also wurde da eine angehende Schriftstellerlaufbahn durch politische Umstände unterbrochen, zum andern aber — das muss deutlich gesagt werden — missfiel die Thematik des unbequemen Beobachters. Immerhin, die Kritik erkannte den Rang dieses Autors. An ihr lag es nicht, wenn sein Ruhm nicht heller zu leuchten begann. 1962 wurde Koeppen mit dem Georg Büchner-Preis ausgezeichnet, andere Ehrungen und Preise folgten. Aber die Stimme des unbestechlichen Zeugen, der seine Aufgabe darin erblickt, als *«Nichtteilnehmer»* getreulich aufzuschreiben, was er erfahren hat, war stets — wenn auch eindringlich — ruhig und bedächtig, fast leise. Man konnte sie überhören.

Es kommt hinzu, dass sich Koeppen — obgleich man ihn geradezu als Schulbeispiel eines «engagierten Autors» bezeichnen könnte — nie als «opinion leader» gebärdet hat. Von Böll und Grass unterscheidet er sich im konsequent durchgehaltenen Entschluss, die Randposition nicht aufzugeben, also nicht einerseits die Stelle des *«elenden Skribenten»* (in seinem Verständnis) einzunehmen und anderseits der Nation Lehren zu erteilen. Er erteilt sie allein durch sein Beispiel, durch seine Schriften, durch die grossartige Einheit von Künstler und Werk. Er nimmt die Position des Intellektuellen ein, der die Verführbarkeit von seinesgleichen gut genug kennt und ihr darum Widerstand leistet auch dort, wo ganze Kolonnen von Protestierern auf den Wortführer, auf den prominenten Fahnenträger warten. Auf Kongressen, an Demos und dergleichen neuartigen Formen gesinnungsbegründeter Zusammenrottung fand und findet man ihn nicht. Er war natürlich ein Gegner der Wiederbewaffnung, ein Gegner auch der Raketenstationierung. Aber er war und ist es als der nichtbeteiligte Betroffene, als Chronist und Aussenseiter, der jeglichem Schulterschluss und schon gar zum Zwecke politischen Drucks grundsätzlich misstraut. Schliesslich wähnen alle, die sich zu Verbänden, Parteien, Bewegungen und — fatalerweise — auch schon wieder zu Märschen sammeln, sie täten es im Interesse des Gemeinwohls. Wolfgang Koeppen dient der Gesellschaft als der Poet mit dem Röntgenblick. Er marschiert nicht.

Als Romancier nicht nur, auch als Reporter, als Essayist und Literaturkenner ist Koeppens Bedeutung erst nach dem Erscheinen der sechsbändigen Gesamtausgabe abschätzbar. Vieles war verstreut, in Anthologien, Zeitschriften und Zeitungen gedruckt. Die Herausgeber, *Marcel Reich-Ranicki* in Zusammenarbeit mit *Dagmar von Briel* und *Hans-Ulrich Treichel,* haben es gesammelt, auch mit dem Nachweis der Erstveröffentlichung versehen. Ausserdem enthält der letzte Band der Ausgabe ein Personenverzeichnis.

Einmal — schon 1933 und für den *«Berliner Börsen-Courir»* — schrieb der junge Autor einen Artikel über den Beruf des Schriftstellers und kommt darin auch auf die Frage zu sprechen, ob denn der Journalismus nicht ein möglicher Ausweg sei, wenn irgend ein anderer bürgerlicher Beruf der Entwicklung des Schriftstellers im Wege sei. Die Antwort ist zögernd. Journalismus sei eine Gefahr. Zwar sei es eine genau so schwierige Sache, einen guten Artikel zu schreiben wie ein gutes Buch. Aber im Journalismus lauere die Gefahr der Handfertigkeit und Glätte, der Fixigkeit und des Vielschreibenmüssens. Wörtlich steht da: *«Das Buch stellt den Autor lange nicht so nackt vor den Leser, wie es ein Aufsatz tut. Ein Roman kann eine Angelegenheit der Scham sein. Ein Artikel kann das nur selten sein.»* Und irgendwo heisst es da auch: *«Die wenigsten der grossen Schriftsteller haben die gerühmte leichte Hand besessen.»* Koeppens journalisti-

sche Arbeiten, soweit sie in die Gesammelten Werke aufgenommen sind, müssen unbedingt gelesen werden als ein Teil seines künstlerischen Schaffens. Sein Engagement, zurückhaltend und besonnen, ist darin erkennbar; seine Sprachkunst erreicht darin eine Höhe, die einzigartig in unserer Zeit ist, vollkommen heutig und dennoch die Fortsetzung einer grossen Tradition.

Unter den Beiträgen, die er für die *«Frankfurter Allgemeine Zeitung»* und da für die wöchentlichen Gedichtinterpretationen geschrieben hat, ist einer dem Vierzeiler *«Amnestie»* von Wilhelm Lehmann gewidmet:

Ausrufer Kuckuck: Amnestie
Dem Frevel, je der Welt getan!
In sein Gebetbuch zeichnet Dürer wieder sie
Für Kaiser Maximilian.

Wolfgang Koeppen nennt dieses kleine Gedicht gross und macht sich daran, auf zwei Manuskriptseiten die gedanklichen und die historischen Dimensionen der vier Verse auszumessen. Es ist ein lehrreicher, ein in seiner sachlichen Strenge und Gründlichkeit imponierender Text daraus geworden, zugleich ein ehrendes Freundeswort für den verstorbenen Lyriker. Der kleine Artikel schliesst mit Worten, die den Geehrten ebenso zeichnen wie den Verfasser: *«Der Dichter war nur ein Dichter, alt geworden in bürgerlicher Verkleidung. Die Geschichte war ihm keine reine Quelle. Er läuterte den Trank. Amnestie.»*

[1] Wolfgang Koeppen, Gesammelte Werke, 6 Bände. Herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Dagmar von Briel und Hans Ulrich Treichel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1986.

Playmobil und Mediävistik

Zu Alois Brandstetters Roman «Die Burg»[1]

Die Söhne Georg und Michael eifern ihrem Vater nach, der als Assistent mittelalterliche Literatur an der Universität lehrt. Sie errichten die monströse Luxusausführung der Ritterburg Nummer 839 des Katalogs von Playmobil, ein Plastikmonstrum, das aus 509 Einzelteilen besteht, ein *«Gebäude der Gigantonomie»*. Da in der kleinen Gelehrtenwohnung der Platz fehlt, steht diese Burg auf Vaters Schreibtisch und wird letztlich zum Grund, dass dieser mit seiner Habilitationsschrift nicht vorankommt. Er fühlt sich von seinen

Söhnen in den Zustand der Belagerung versetzt und leidet unter dem Angsttraum, dass er am Schluss einen immensen Haufen Playmobilsteine durch das Tor der Universität karre und der Habilitationskommission sage, dieser Berg Plastik sei das falsifizierte und von ihm widerlegte Rittertum.

Das Superkastell mit seinen Kemenaten, Verliesen und Wehrgängen drückt aus, wie zentral das Mittelalter das Leben dieser Familie dominiert — Vater und Mutter nennen sich denn auch sprechend Arthur und Ginover —, sie ist aber auch ein Zeichen des Generationenunterschieds. Die Kinder haben aus Fertigteilen errichtet, was des Vaters mühsam erworbene Gelehrsamkeit ausmacht. Zum Modell und zur Realität ist hingegen zu sagen, dass die Playmobilburg regelmässig, symmetrisch und ohne Winkel dasteht, während in der Wirklichkeit jede Veste eine absolut individuelle Sonderanfertigung darstellt. Deshalb erscheinen alte Burgen als *«Naturlandschaft»,* aus der Umgebung organisch gewachsen. Heutige Gebäude, bei deren Errichtung Wasserwaage und Senkblei herrschten, werden von der Natur nicht angenommen, sondern abgestossen. Grotesk ist auch der Widerspruch zwischen der maschinellen Fertigung der Playmobilteile und der Methode, mit der die Bauleute im 12. Jahrhundert ihre Blöcke aus dem Fels brachen. Sie bohrten Löcher in Rillen und füllten diese mit nassem Holz, das sich ausdehnte und den Brocken sprengte.

So wird uns nebenbei eine Lektion in mittelalterlicher Baukunst erteilt. Wovon aber erzählt Alois Brandstetter, der an der Universität Klagenfurt Deutsche Philologie lehrt? Er ist bekannt als ein Systematiker des Absurden, so im Roman *«Die Briefträger»,* so in *«Die Abtei».* Er führt den Leser in marginalen Exkursen durch die Geschichte der höfischen Epik, und er kritisiert von dieser Position aus die Gegenwart, zumal die Verhältnisse an der Universität, wo der für vier Jahre verpflichtete Assistent sich von *«Verlängerung»* zu Verlängerung der Habilitation entgegendient, das heisst der *«Venia legendi»,* der Gunst des Lesens und Lehrens. Wie Walther jubelt man auch als Assistent anfangs, wenn man eingestellt wird: *«Ich habe mein Lehen, in alle Welt ruf ich's hinein...»* Das eigentliche Lehen aber wäre das Ordinariat. Brandstetter denkt über das Verhältnis von Lehrer und Schüler nach. Der ideale Professor ist eine Koryphäe seines Fachs, der ideale Assistent schaut als Hochbegabter zu ihm empor. Damit einer ein bedeutender Lehrer sein kann, braucht er Schüler, die mitspielen. Das eigentliche Habilitieren vollzieht sich aber nicht auf Universitätsboden, sondern im Ministerium. Das Antichambrieren und Vorstelligwerden liegt Arthur nicht.

So oder so sind wir als Leser bereits seine Universitätshörer und begleiten Arthur mit Vergnügen auf seinen Gängen durchs Mittelalter. Ein spezielles Faible hat Brandstetter für Etymologien. Er sagt einmal: *«Gleich setzte sich auch mein etymologischer Verstand in Gang.»* So erfahren wir, was *«verrittern»* heisst. Iwein in Hartmann von Aues Epos ist der Beispielritter des Ausreitens und Ausbleibens. Obwohl er seiner Frau Laudine versprochen hat, übers Jahr wieder zurückzukehren, versäumt und *«verrittert»* er sich, hauptsächlich am Hof des Königs Artus. Als ihn die Botin der Laudine an das Versprechen erinnert, verfällt er auf der Stelle dem Wahnsinn. Dies ist nun aber gleichzeitig ein Bild für das Säumen

und Verrittern des Habilitanden. Er verliert sich in einem uferlosen Gebiet und sieht in der Welt nur noch das Ritterhafte. Wer sich ganz in eine andere Zeit versetzen und *«verrücken»* lässt, wird leicht verrückt. Es ist ein kurzer Weg vom Entzücken zum Verrücken. Wenn der Vater Georg in seiner intensiven Spielleidenschaft beobachtet, fürchtet er oft, er könne verrückt oder Altgermanist werden, *«was in etwa identisch ist.»* Dann werden Belagern und Besetzen zur Obsession und Besessenheit: *«Die fest Burg als fixe Idee.»*

Bezeichnend dafür ist das Motocrossrennen im Gelände der Burg Hochosterwitz. Die Familie verfolgt von der Burg aus den Parcours der schweren Maschinen, die alle weiblich sind, die BMW, die Suzuki. Reizwörter aus der Vollgasbranche tönen herüber. In Ginovers Augen sind die Kämpfe der PS-Gladiatoren nichts anderes als die Ritter bei ihren Tjosten, Buhurten, Puneisen und Fehden. Wie Isolde im *«Tristan»* müssen einige Krankenschwestern in Bereitschaft stehen, um die Verunfallten zu verarzten. *«Sport ist Mord»* heisst ein Sprichwort. Es handle sich hier um einen Zubringersport für das Krankenhaus, eine Arbeitsbeschaffung für die Chirurgie. Und der Rennspeaker wird glossiert, wenn er von *«Schlammspezialisten»* spricht, von *«absterbenden»* oder *«ausreitenden»* Maschinen. Die Poetik nennt die Evokation einer solchen Vokabel in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Eigennamen *«Signifikation». «Und gerade die Welt der Ritter und der Reiter war von den Motorradisten, jenen ‹Gladiatoren›, wie sie der laute Sprecher auch nannte, geplündert worden.»*

In einem Motocross-Weltmeisterschaftslauf im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts einen Zusammenhang zum Turnier von Friesach in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu sehen, entspricht der oft erwähnten *«Analogiesucht»* des Erzählers, seinem Hang zum Vergleichen und Ineinssehen. Wenn er Chamissos Ballade *«Die Weiber von Winsberg»* seinen Kindern vorliest, ersetzt er das Wort *«Weib»* durch *«Frau»*. Er will nicht, dass Georg das nächste Mal die Sprechstundenhilfe des Herrn Doktor als *«Weib»* anspricht. Literatur spukt ins Leben. In der Klassik und Romantik sieht der Erzähler eine Zwischenstation auf dem Weg zum Mittelalter. Die jüngere Dichtung vermittelt uns die alte Literatur, und Arthur benutzt sie, um den Kindern das Frühere zu *«gelieben»*, wie es im Mittelhochdeutschen heisst, also lieb und vertraut zu machen. Dabei hat Heinrich von Veldeke nicht wissen können, *«was uns heute so brennend interessieren würde»*. Und dabei kommt man sich wie Joseph von Eichendorff auf der Ruine Giebichstein bei Halle vor, wenn man wie Arthur dem Mittelalter nachhängt.

Er nennt Altgermanisten einmal *«gestrige»* Menschen oder auch grosse Kinder. Die mittelalterliche Literatur ist für den Literaturwissenschafter und Literarhistoriker ein Riesenspielzeug, eine Art *perpetuum playmobile*. Das gleichbleibende Material wird nach immer neuen Gesichtspunkten organisiert, interpretiert und verglichen. Eine *«grosse Kinderei»*. Dabei übt Brandstetter harsche Wissenschaftskritik. Nämlich die Geisteswissenschaften bringen keinen Nutzen, aber die Naturwissenschaften bringen einen Schaden. Keinem Geisteswissenschafter wäre es eingefallen, das Schiesspulver zu erfinden. Techniker und Pazifist, das schliesst sich aus. Nach Arthurs Überzeugung gilt abgewandelt für den Philologen: So

ihr nicht werdet wie die Kinder... Die Beschäftigung mit der Vergangenheit ist ein Jungbrunnen wie die Beschäftigung mit Kindern. Es geht dem Forscher ähnlich wie dem Artusritter, er ist auf der Suche. Nicht das Ziel ist das primäre, sondern die Suche. So wie Hartmann von Aue seinen Erec sagen lässt: *«Ich wusste wohl, dass der Weg zum Höheren irgendwo in der Welt liegen musste, aber ich wusste nicht genau wo, und so bin ich auf die Suche geritten, ohne zu wissen wohin.»*

Nun fragt aber Ginover kritisch, ob es die *«Tugendritter»* überhaupt gegeben habe, ob nicht Arthur selber geschrieben habe, dass sich in der Ritterdichtung ein verachteter Stand ein Ansehen habe geben wollen, dass der Schein aber trüge und die ganze Dichtung ein einziger Lug und Trug sei. Es sei früher nur insofern besser gewesen, als man nicht hätte *«früher»* sagen müssen, und die oft gerühmte Zeit des hohen Mittelalters sei voll von Gegenwartsschelte und Vergangenheitslob. Sie habe den Weltuntergang unmittelbar bevorstehen geglaubt. Und von einer derart apokalyptischen Zeit würde Arthur schwärmen! Er hat längst resigniert. Ist er einmal an der Universität endgültig gescheitert, wird er zum Hauslehrer seiner Söhne. Statt an seiner Karriere zu bauen, baute er an der Burg 839 von Playmobil herum. Einmal der Angsttraum, dass die Habilitationskommission die Unterlagen für die Schrift kontrolliere und nur Rechnungen für die Kleiderreinigung und Eintrittskarten zu Burgbesichtigungen findet. Es geht ihm wie der Sängerin in Kafkas Erzählung *«Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse»,* deren Gesang sich letztlich als Piepsen herausstellt.

Alois Brandstetter hat einen Burgenroman und einen Philologenroman geschrieben, einen Gelehrtenroman und zugleich eine Gelehrtensatire. Alle Stationen dieser Erzählung sind mit Kommentaren und Interventionen versehen wie die alten Epen, die sie auflösend parodieren. Dabei dominiert eine Wissenschaftlichkeit imitierende Sprache: *«inkompatibelste Ingredienzen».* Oder wir finden den rein etymologischen Stil: *«In Wahrheit sei die Frau auch heute nicht ‹resoluta›, was von ‹resolvere›, ‹loslösen›... komme, sondern ‹restricta›, von ‹restringere›, ‹zurückhalten›...»* Er bewundert die Beschreibungskunst der höfischen Dichter, der Minnesänger wie der Epiker. Sie beginnen oben beim Kopf, wie es die alten Poetiken verlangen, und enden bei den Füssen. Müsste man das Leben eines Assistenten an der Universität darstellen, müsste man die romanhafte Biographie nicht in Kapitel unterteilen, sondern in *«Verlängerungen».* Die Verlängerung ist das Metrum des Assistenten. Die Analogie zur Fussballsprache besagt auch, dass es in der Normalspielzeit zu keiner Entscheidung kommt. Die Entscheidung wäre hier die Habilitation. Aber sie zerbröselt wie eine Sandburg. *«Wie Parzival wollte ich zuvor ins Leben hinaus, mir den Wind der Schlachten oder doch der akademischen Stürme im Wasserglas um die Ohren wehen lassen..»* Daraus ist ein unterhaltendes Spiel um Playmobil und Mediävistik geworden.

Hermann Burger

[1] Alois Brandstetter, Die Burg, Residenz Verlag, Salzburg und Wien 1986.

Nützlich und vergnüglich

Im Januar 1985 veranstalteten das Heinrich-Heine-Institut und die Universität von Düsseldorf eine Tagung zur französischen Literatur in deutscher Sprache. Jetzt liegt im Zusammenhang damit eine Schrift vor, die Aufsätze zu den entsprechenden Themenkreisen enthält [1]. Dabei geht es vorwiegend um den Überblick über das, was in Deutschland zu finden ist, sowie um Betrachtungen zu einzelnen Übersetzern.

Beispielsweise wird in einem Aufsatz Goethe als Diderot-Übertrager genau auf die Finger geschaut, und dabei muss sich der Dichterfürst einiges gefallen lassen, hat er doch den Dialog *«Le neuveu de Rameau»,* nach seiner Gewohnheit diktierend und dabei in seinem Zimmer umherschreitend, verdeutscht, so dass der Teufel ein leichtes Spiel hatte: nicht nur offensichtliche Flüchtigkeitsfehler, sondern auch solche aus mangelnder Sprachkenntnis sind gar nicht selten. Dabei gibt der Verfasser zahlreiche konkrete Belege; und solche konkrete Studien sind denn auch für den Leser das weitaus Interessanteste. Aber auch das Amüsanteste. Beispielsweise wenn Fritz Nies Enzensbergers mit vulgärem Gassendeutsch auf modern aufgemotzten *«Menschenfeind»* nachspürt. Da lesen wir denn etwa *«Nein Emmy-Bird/Sie sind mir zu verwelkt für einen Flirt»;* oder man ruft bewundernd *«You're wonderful»,* oder bleibt *«völlig cool»;* beschimpft sich als *«Lumpenhund und Mafioso»* usf. Nun, Enzensberger ist leider nicht der Einzige; da gibt es auch den Regisseur Peter Mussbach, der für seine Aufführung den *«Malade imaginaire»* neu fasste, dabei ein unverdauliches Gemisch von grellem Gegenwartsjargon und Gründerzeit-Deutsch — aus der zugrundeliegenden und nicht konsequent durchgearbeiteten alten Übertragung — bot. Und Nies zeigt denn auch sorgfältig auf, wie grob solches Reden die Molière-Figuren entstellt. Zum Beispiel die witzige und Argan im Grunde noch zugeneigte Dienerin Toinette, die dem Herrn gegenüber in unverschämt ordinäre Flegelhaftigkeit verfällt. *«Mon Dieu»* wird dabei zu *«Himmelherrgott noch eins!», «Qui, oui»* zu *«Jungfrau Maria, fahre in ihn!»* Das sind nur Einzelheiten aus langen ebenbürtigen Reihen; und es ist ein eher bitteres Gelächter, was sich dabei einstellt, erhält man doch den traurigen Eindruck, das allmählich verpönte Regietheater werde durch ein Übersetztheater noch um einiges überboten.

Freilich, auch den Erzählwerken ergeht es zuweilen nicht besser. Jürgen v. Stackelberg nimmt sich die Bände der *«Winkler Weltliteratur»* an, deren ungefähr zwanzig vom Basler Walter Widmer besorgt wurden, einem *«marktbeherrschenden Schulmeister».* Nachdem die Rabelais-Übersetzung gebührlich gelobt wurde, da sie aus einer sprachlichen Wahlverwandschaft stamme und es bei diesem karnevalesken Autor auf ein paar Worte mehr oder weniger nicht ankomme (eine immerhin diskutable Behauptung), geht der Verfasser bei *«delikateren Texten»* scharf ins Gericht. Etwa bei Voltaires *«Candide»,* dessen stilistisches *«Prestissimo»* einen Hauptreiz ausmache. Die Definition von Optimismus, beispiels-

weise, lautet bei Voltaire: *«Hélas, c'est la rage de soutenir que tout est bien quand on est mal.»* Und bei Widmer: *«Ach, das ist der blindwütende Wahn, durch dick und dünn zu behaupten, alles sei zum besten bestellt, wenngleich es doch immerzu schlecht geht.»*

Dies muss, eben der Breite wegen — man kann kaum mehr Worte zuviel machen als Widmer es tut — als Probe genügen; und nur ungern verzichte ich auf die entsprechend pedantische Erläuterung, weshalb Candide Candide hiess, vom Verfasser köstlich kommentiert: *«So, Ihr Basler Buben auf den Hinterbänken, jetzt wisst sogar Ihr's, wie beschaffen dieser Candide war und warum er so hiess.»*

Ähnlich geht es auch bei Stendhal zu, dessen gleichsam pointillistisch nervösem Stil Widmer gründlich den Garaus macht; und was aus dem leidenschaftslosen Flaubert wird, mag sich jeder ungefähr selbst ausdenken. Bei seinen immer wieder zum Lachen reizenden Vergleichen ist es dem Verfasser freilich nicht einfach um eine Cabaret-Nummer zu tun, er plädiert vielmehr sehr militant dafür, dass ein Übersetzer nur das der eigenen Veranlagung Gemässe in Angriff nehmen darf und derart *«artfremde»* Versionen schleunigst vom Markt verschwinden sollten, um so mehr als diese Autoren zu den wenigen gehören, die in deutschen Schulen gelesen werden.

Ein weiteres Hauptthema ist die Präsenz der französischen Literatur überhaupt, insbesondere der epischen. Dazu ein sehr nützlicher Beitrag von Joseph Jurt zur Erzählung von 1800 bis 1950, nach Autoren geordnet mit Angaben, was und von wem übersetzt wurde, was davon greifbar und was vergriffen ist. Eine unspektakuläre Riesenarbeit — die hernach auch in anderen Beiträgen für die Gegenwartsliteratur geleistet wird: Statistiken, die äusserst nützlich sind, und zu denen die Verfasser — Martin Ebel und Rolf Soellner — nur kurz ihren Kommentar geben, der stets auf das Bedauern darüber herausläuft, wie viel in Deutschland unbeachtet blieb und wie kurzlebig der deutsche Markt ist. *«Übersetzt und vergriffen»* lautet ein entsprechender Titel.

Nun, man mag, falls dies ein Trost ist, darauf hinweisen, dass auch die Pariser Editions de Minuit im letzten Spätherbst schleunigst nachdrucken mussten, da das Werk ihres Nobelpreis-Autors Claude Simon grossenteils vergriffen war.

Keine Vermittlungsprobleme gibt es — neben der Trivialliteratur — für die Werke der Geistes- und Sozialwissenschaften, Barthes, Lacan, Lévi-Strauss, Derida usw.; während *«wesentliche Strömungen des traditionellen Romans, des surrealistisch beeinflussten Romans und des nouveau roman verschwunden sind»*. Was in diesen Arbeiten ausbleibt, ist die Frage nach den Gründen. Weshalb beispielsweise bleibt Michel Tournier beinahe vollständig greifbar, während ein Le Clézio seit langem nicht mehr zu finden ist? Warum wurde von Cayrol lediglich der mittelmässige Roman *«Midi Minuit»* neu aufgelegt? Weshalb ist der im Osten vollständig übersetzte und schon wegen seiner Thematik beachtenswerte Raymon Jean im Westen unbekannt? Das sind relativ leicht zu beantwortende Einzelfragen; viel nötiger wäre eine umfassende Analyse, die sich mit den verschiedenen Themenkreisen der französischen Gegenwartsliteratur im Hinblick auf das entsprechende Interesse in Deutschland und dessen Ursachen beschäftigen würde.

Dies jedoch war nicht das Thema des Kolloquiums, hätte dessen Rahmen gesprengt und erst recht den der vorliegenden Publikation. Überaus dankenswert aber ist, dass für eine solche — politisch-soziologische — Untersuchung hier eine sehr wichtige und gründliche Vorarbeit geleistet wurde.

Gerda Zeltner

[1] Französische Literatur in deutscher Sprache. Droste Verlag, Düsseldorf 1986.

Georges Haldas: Conquête matinale

Im Frühling dieses Jahres erschien im Lausanner Verlag L'Age d'Homme *«Conquête matinale»,* der zweite Band der Trilogie *«La Confession d'une Graine»* von Georges Haldas, der letztes Jahr mit dem Prix Ramuz ausgezeichnet wurde[1]. Haldas, einer der bedeutendsten Schweizer Autoren unserer Zeit, wurde 1917 in Genf geboren. Das schriftstellerische Werk Haldas' ist stark autobiographisch, doch der Autor ist stets bestrebt, mittels der persönlichen Erfahrung etwas Allgemeingültiges auszudrücken. So nennt er z. B. seinen Vater, einen Griechen, der seine reichen Gaben und Kenntnisse in Genf nicht richtig zu nutzen verstand, stets *«l'homme mon père»,* seine Mutter, die wegen ihrer Krankheit an den Rollstuhl gefesselt war und dennoch durch ihre Anteilnahme überall gegenwärtig war, *«la petite mère».* Seinem Vater widmete Haldas die Chronik *«Boulevard des Philosophes»*[2], wo der Autor übrigens immer noch wohnt, seiner Mutter die *«Chronique de la Rue Saint-Ours»*[3].

Während fast zwanzig Jahren hat Georges Haldas gemäss einem frühen Entschluss fast ausschliesslich Poesie veröffentlicht. Die erste seiner *«Chroniques»* stammt aus dem Jahr 1963. Diese Werke, die oft Genf zum äussern Rahmen haben, enthalten eine Fülle präziser, genau beobachteter, humorvoller Porträts. Erwähnt seien besonders *«Le Livre des Passions et des Heures»* (1979)[4] sowie *«La Légende des Cafés»* (1. Auflage 1976)[5]. Sein vielfältiges Werk umfasst aber auch die bis anhin drei Bände seiner Reflexionen, *«L'Etat de Poésie»*[6], seine Carnets von 1973 bis 1982, zahlreiche Essays, *«La Légende du Football»*[7] und Übersetzungen. Schliesslich sei auch seine Mitarbeit bei mehreren Filmen von Claude Goretta erwähnt, z. B. *«Les Chemins de l'Exil ou les dernières Années de J.-J. Rousseau».*

Das Hauptanliegen Haldas' ist indessen weder Erkenntnis noch Selbstanalyse um ihrer selbst willen, sondern stets der Bezug zum andern und zur Welt im dichterischen Zustand. Auch in *«Conquête matinale»* geht es dem Autor vor allem um die Darstellung des *«Etat de Poésie», «La Petite Graine»,* dessen frühes Bewusstwerden er im 1. Band der Trilogie, *«L'Emergence»,* nachvollzogen hatte, während der 2. Band vor allem die Erfahrungen seiner Studentenzeit wiedergibt, die er sehr kunstvoll mit aktuellem Geschehen verwebt. Dank seinem intuitiven Einfühlungsvermögen ist er befähigt, den Wesenskern, die psychische Aura eines andern zu erfassen, die er indes-

sen stets auf seine lyrisch beschauliche und humorvolle Art in Interaktion mit seinen eigenen Reaktionen vor uns erstehen lässt. Die Gabe, sich von einem Gegenstand oder von der Gefühlswelt eines andern völlig durchdringen zu lassen, ist intellektuellem, verstandesmässigem Besitzergreifen völlig entgegengesetzt. Das Verstehen während des *«Etat de Poésie»* geschieht nicht im Kopf, sondern mit dem ganzen Körper. Sein Schreiben vergleicht Haldas dem Eindringen in die tiefern Schichten der Persönlichkeit, sein Vorname bedeute ja auch Landmann, bezeichne den, der die Erde umgrabe. Wohl um den Unterschied zwischen den beiden Erkenntnisformen — scharfes, grenzensetzendes Analysieren und einfühlende Identifikation — hervorzuheben, wählte Haldas als äussern Rahmen seines Buches ein Kolloquium an der Universität Genf, zu dem er sich unvorsichtigerweise bereit erklärt hatte. Bei diesem Anlass werden zahlreiche Erinnerungen wieder lebendig, z. B. das Unbehagen während der meisten Vorlesungen, das Zusammensein mit den beiden Freunden *«Frère Poisson»* und *«l'ami Faune»* wie auch der grosse Einfluss zweier Professoren, *«le Nouveau Maître»* am Collège Calvin und *«le Mage»,* die der Autor nie mit Namen nennt, hinter denen man aber mit Leichtigkeit Albert Béguin und Marcel Raymond erkennt. Die Erinnerungen werden kontrapunktisch erweitert durch mehrere Porträts von Personen, die eine Bedeutung im gegenwärtigen Leben des Autors haben, so dass zeitliche Grenzen schwinden und der Eindruck entsteht, das Substrat eines ganzen Lebens liege vor uns ausgebreitet.

Mit seinem neuen Werk geht es Haldas keineswegs darum, den wissenschaftlichen, akademischen Geist zu kritisieren, wie ihm in der Westschweiz zum Teil vorgeworfen wurde. Er macht sich nicht über gewisse Institutionen oder deren Träger lustig, sondern vielmehr über seine eigenen übertriebenen Abwehrmechanismen beim Zusammenprall seiner dichterischen Welterfahrung mit den streng wissenschaftlichen Methoden der Erkenntnis. Bedeutungsvoll ist jedoch nicht das persönliche Erlebnis, sondern die Botschaft, die sich im *«Etat de Poésie»* erschliesst. Davon zu zeugen ist das eigentliche Ziel seines Schreibens. *«C'est par l'écriture, en fin de compte, que la vision engendre ce dont elle est porteuse.»* Ihre Botschaft oder Erkenntnis ist für Georges Haldas die *«fraternité obscure»,* die Teilhabe am verbindenden Lebensstrom, das Gefühl, an einer Energiequelle angeschlossen zu sein, die zugleich auch Rückbindung an die Vergangenheit ist. *«Mais celui en l'occurence, qui vit dans la mémoire, c'est-à-dire soustrait au temps, épouse une autre vie. Une amorce de vraie vie.»* Der dichterische Zustand bedeutet für Georges Haldas vertieftes Leben, sinnverklärte Wirklichkeit, *«expression suprême du prix de la vie»* oder *«éternité vivante».* Er kann sich in alltäglichen Handlungen oder unscheinbaren Gegenständen manifestieren, wenn sie ein psychisches Klima, von dem das Gedicht sich nährt, evozieren oder wirklich gelebtes Leben, *«le vécu»,* verkörpern.

Auch die lebendigen, treffend gezeichneten Porträts erhalten ihre Bedeutung einzig aus der Sicht einer Partizipation im dichterischen Zustand, die dem Autor erlaubt, den andern trotz der Maske, mit der er sich schützt, trotz der Rolle, mit der er sich zu identifizieren sucht, trotz Standesdünkel oder erstarrter Verhaltensformen, in

seiner Hilflosigkeit und Schwäche, von Konflikten zerrissen oder von beunruhigenden Fragen geängstigt, zu erkennen. So drückt der Blick der geschäftstüchtigen Coiffeuse, die in ihrem kalten, künstlichen Labor operiert, plötzlich Verunsicherung aus und verliert seine Teilnahmslosigkeit und abweisende Strenge. Es scheint, es sei etwas in der jungen Frau getroffen worden, so dass es ihr nicht mehr möglich ist, weiterhin die Selbstsichere zu spielen. Dafür wird das Gefühl einer gewissen Verwandtschaft oder wenigstens der Ansatz gegenseitigen Verstehens spürbar. Haldas zeigt auch Personen, die solche *«Vermenschlichung»* nicht nötig haben, da sie allein durch ihr Sosein Träger der *«fraternité obscure»* sind, als ob sie von einem kosmischen Fluidum genährt seien und zu einem *«agent cosmique»* geworden wären. Die Teilhabe an ihrer psychischen Energie erlebt er als Partizipation an einem Reich, das ausserhalb des Persönlichen liegt, *«le royaume du trans-personnel». Der «Etat de Poésie»* bedeutet für Haldas höchste Rezeptivität für alle Manifestationen des Lebens, ein Lächeln, einen Gruss, den Gesang der Amsel, die Morgendämmerung, die Geräusche in den Cafés, den bevorzugten Arbeitsorten des Autors. Wesentlich ist indessen, dass dieser Zustand die starren Strukturen des Ichs durchlässig werden lässt und die Wand, die uns von den andern trennt, zum Einstürzen bringt. *«Me confirmant à cet égard dans le sentiment, acquis au long des années, que sens véritablement poétique ou religieux et fraternité ne font qu'un.»* Der dichterische Zustand erweist sich also keineswegs nur als ästhetisches, sondern vielmehr als ethisches Prinzip, das uns befähigt, den *«état de meurtre»*, d. h. *«l'annulation de l'autre et des autres»*, zu überwinden zugunsten der *«verborgenen Brüderlichkeit»*. Haldas erfährt den *«Etat de Poésie»* stets als Menschlichkeit stiftende Kraft und zugleich als Rückkehr zum schöpferischen Prinzip, zur *«Source des Sources»*.

Marianne Ghirelli

[1] La Confession d'une Graine, I: L'Emergence. II: Conquête matinale, L'Age d'Homme, 1983 und 1986. — [2] Boulevard des Philosophes, Rencontre, 1969, et L'Age d'Homme 1978. — [3] Chronique de la Rue Saint-Ours, Paris, Denoël, 1973. — [4] Le Livre des Passions et des Heures, L'Age d'Homme, 1979. — [5] La Légende des Cafés. L'Age d'Homme, 1976 (vergr.), Neuauflage. — [6] L'Etat de Poésie, L'Age d'Homme, 1977, 1982, 1984.

Mit Freundesaugen gesehen: Des Amerikaners J. Murray Luck «History of Switzerland»

Unsere Besonderheiten haben seit jeher im Ausland aufmerken lassen und auch in zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen ihren Niederschlag gefunden. Es darf aber doch wohl als ungewöhnlich bezeichnet werden, wenn ein Naturwissenschafter sich entschliesst, gewissermassen als Krönung seines umfangreichen Lebenswerkes noch eine umfassende Schwei-

zergeschichte zu schreiben. Der heute 86 Jahre alte emeritierte Professor in Biochemie der Stanford University, H. Murray Luck, hat diesen vor Jahren gefassten Entschluss mit bewundernswerter Beharrlichkeit durchgeführt. Sein in den USA schon vergangenes Jahr veröffentlichtes Werk ist nun auch der Begutachtung durch die «Eingeborenen» ausgeliefert worden. Im Schloss Gümligen — dem aus dem Zweiten Weltkrieg bekannten «Generalsschloss» vor den Toren Berns — hat die sommerliche Vernissage in Anwesenheit des Autors stattgefunden.

*

Zunächst zur Person: Lucks Passion für die Schweiz geht zurück auf die Zeit, da er als «Science Attaché» der Jahre 1962/64 der amerikanischen Botschaft in Bern zugeteilt war. Er hat damals schon die aus seiner diplomatischen Funktion sich ergebenden Kontakte in einer *«Science in Switzerland»* betitelten Spezialstudie[1] ausgewertet. 1978 folgte *«Modern Switzerland»,* eine 515 Seiten starke Sammlung von Beiträgen schweizerischer Autoren, für die Luck als Herausgeber zeichnete. Aber dieser gewissermassen aus seinem offiziellen Auftrag hervorgegangene Niederschlag der Beschäftigung mit schweizerischen Angelegenheiten war ihm nicht genug. Die Eigenheiten des — wie es im Vorwort zur Schweizergeschichte in hübscher Formulierung eingeführt wird — *«small and beautiful Country which, with the magnificent Alps, rises high above the rest of Europe»,* haben den Professor im Ruhestand an die Stätte seiner späten Leidenschaft zurückgeführt. Während Jahren hat er sich immer wieder als Feriengast besonderer Art in der Schweizerischen Landesbibliothek vergraben, um die Unterlagen für sein Geschichtsbuch zusammenzutragen.

*

Damit zu diesem Werk: Die *«History of Switzerland»,* gemäss Untertitel eine Geschichte der Schweiz der *«First hundred thousand years — before the beginnings to the days of the present»*[2] präsentiert sich als eindrucksvoller und trotzdem leicht lesbarer Band mit übersichtlichen Anmerkungs- und sorgfältig ausgewählten Bildteilen. Wer allerdings von der auf Publikumswirkung bedachten Anpreisung, eine hunderttausendjährige Schweizergeschichte vorgesetzt zu bekommen, mehr als die üblichen Hinweise auf die durch Knochenfunde belegten ersten Lebewesen, auf die Höhlenmenschen im Wildkirchli und die Pfahlbauer an den Seegestaden erwartet, der wird enttäuscht. Keine drei von den insgesamt 900 Textseiten sind der «Urgeschichte» gewidmet. Ausführlicher wird Luck bei der Ausbreitung der «Vorgeschichte», an der ihn besonders die auf dem Gebiet der heutigen Schweiz erfolgte Grenzziehung zwischen Burgundern und Alemannen fasziniert. Das Phänomen, dass im Bereich dieser Begegnung von zwei Sprachen und Kulturen ein diese Verschiedenheiten in sich verarbeitender Nationalstaat entstehen konnte, ist für Luck eines der schweizerischen Wunder. Flüchtiger sind, ebenfalls in die Periode *«before the beginnings»* eingeordnet, die Römerzeit und die Christianisierung behandelt worden.

Die Schweizergeschichte «beginnt» bei Luck mit dem 9. Dezember 1315, dem dokumentierten Datum des Abschlusses des Verteidigungsbündnisses der drei Waldstätte. Mit Akribie wird aus den Quellen alles ausgebreitet, was

der Streit der Historiker zur Bundesgründung zutage gefördert hat. Was Legende bleibt, wird — was im Hinblick auf die angesprochene Leserschaft erstaunen mag — als solche bezeichnet.

Aber eben: es ist das einer der Vorzüge und zugleich wohl auch der Nachteil des von einem Vertreter der exakten Wissenschaften verfassten Geschichtswerks, dass jedes auftreibbare Detail weitergegeben wird, auch wenn das auf Kosten der grossen Linie geht. Zudem hält sich Luck bei der Nachzeichnung an ein etwas gezwungen anmutendes Schema, in dem die historischen Vorgänge wohl nach ihrem zeitlichen Auftreten Aufnahme finden, darüber hinaus aber über die Jahrhunderte hinweg dieselben, den Verfasser wohl besonders ansprechenden Spezialthemen, wie Bevölkerungsstruktur, medizinische Versorgung, Erwerb und Ernährungsgewohnheiten mit unvermeidlichen Wiederholungen immer neu aufgegriffen und gesondert abgewandelt werden. Der Hang zur «Vollständigkeit» führt dann im zweiten, nahezu das halbe Geschichtsbuch in Anspruch nehmenden Teil, der in 25 Unterkapiteln den Zustand der Schweiz in der Gegenwart des 20. Jahrhunderts darzustellen bemüht ist, zu gewissen Disproportionen. So, wenn zur «öffentlichen Gesundheit» ganze Statistiken des Eidgenössischen Gesundheitsamtes über die ansteckenden Krankheiten in der Schweiz abgedruckt werden und im Sinne einer Bewahrung der Kontinuität nochmals einige Ausführungen zur längst ausgestorbenen Pest angebracht werden.

*

Solch kritische Bemerkungen sollen indessen nicht dazu führen, das geradezu ansteckend begeisterte Bemühen des amerikanischen Autors um lebensnahe Darstellung bei der Abschreitung der wichtigsten Stationen der wechselvollen Schweizergeschichte — Reformation, Religionskriege, Überflutung durch die französischen Invasionsarmeen bis hin zur «Entstehung der Nation» nach dem Wiener Kongress — zu verkennen. Immer wieder werden eigene oder aus nicht ohne weiteres zugänglichen Quellen geschöpfte Beobachtungen eingestreut, die das mit Freundesaugen geschaute Bild der Schweiz auch für den einheimischen Leser mit neuen Facetten bereichern. Dabei mag sich der eine mehr durch die alten Reiseberichten entnommenen Kuriositäten, der andere vorab von den Lebensbildern angesprochen fühlen, die der Wissenschafter Luck über hervorragende Gestalten des wissenschaftlichen Wirkens in frühen Zeiten unseres Landes in überaus reicher Zahl wiedergibt.

Zur Abrundung unseres Buchhinweises, der nur «antippen» und nicht ausführlicher werden kann, noch einige Fragmente, die vielleicht den besonderen Charakter dieser amerikanischen Schweizergeschichte andeuten: So wenn der Verfasser davon spricht, dass ein schweizerisches «Nationalgefühl» schon im 15. Jahrhundert festgestellt werden könne, als die Verteidigung gemeinsamer Interessen eben die Kantone zusammengeschmiedet habe, an gleicher Stelle indessen das Bonmot vom heutigen Schweizer einstreut, der nur Schweizer sei, wenn er ausser Landes weilt, daheim aber sich darauf versteife, Berner, Zürcher oder Genfer zu sein ...

Die Darlegung der ungelösten Verkehrsprobleme der Gegenwart gibt Veranlassung zur hoffnungsvollen Be-

merkung, dass die Schweiz glücklicherweise das Land bleibe, in dem Geduld und Kompromissbereitschaft sich als so dauerhaft erwiesen hätten wie die Alpen und vermittelnde Schiedssprüche sich immer wieder als hilfreich erwiesen hätten. Oder ein anderer Aspekt der schweizerischen Politik: *«There is nothing simple to a foreigner about the Swiss political system»*, was an einer Reihe von Problemen, unter anderem den Wahlen, illustriert wird, die wie nirgendwo sonst eine grosse Beständigkeit der Parteibesitzstände nicht hinderten, obwohl sie geradezu Lotteriecharakter hätten. Es wird weiter die schwierige Stellung der Regierung in einem System unterstrichen, das dem Bürger das letzte Wort in allen entscheidenden Fragen überlässt. So auch in der Aussenpolitik, die eigentlich in die Kompetenz des Bundesrates fallen würde, was Luck Anlass gibt, auf den bei Abschluss des Buches noch nicht gefallenen Entscheid zum UNO-Beitritt zu sprechen zu kommen: obwohl sich dieser aufdrängen würde, weil auch die Schweiz auf die Dauer nicht abseits stehen könne, seien ihm vor dem Volk nur geringe Chancen einzuräumen.

Ein besonders nahverfolgtes Anliegen des Verfassers ist die Neutralität. Sie wird von ihrem ersten In-Erscheinung-Treten als blosses «Stillesitzen» aufgrund der Einsicht, dass sich eine Fortführung der Machtpolitik zerstörend auf den Bund hätte auswirken müssen, bis zu den heutigen, komplizierten Solidaritäts- und Disponibilitätsproblemen in allen Verästelungen, immer wieder aufgegriffen. Eine andere bewunderte Leistung der Schweiz ist der Arbeitsfrieden, der aufgebaut wird auf dem tief verankerten Glauben des Schweizers an das Privateigentum, mit dem das Fussfassen eines integralen Sozialismus in unserem Land unvereinbar gewesen wäre. Die gleiche Bewunderung wird endlich der angeborenen Sparsamkeit des Schweizers, seinem Arbeitsfleiss und seiner Vorsicht in finanziellen Dingen erwiesen, die das kleine Land zur Wirtschaftsmacht werden liessen.

Aber eben, wenn eine eingängige Bilanz aus den Erkenntnissen eines um Verständnis bemühten Freundes der Schweiz gezogen werden darf, bleibe der von Luck im Zusammenhang mit den Aussenbeziehungen des Landes zitierte Ausspruch vom Zwerg mit dem überdimensionierten Kopf (Finanz- und Wirtschaftsmacht), der auf unterentwickelten Beinen (diesen Grossmachtansprüche nicht angemessenen Institutionen) sitzt, als Schlussstein unter die Würdigung eines Vorhabens gesetzt, das alle Beachtung verdient.

Arnold Fisch

[1] Columbia Univ. Press 1968, 419 Seiten. — [2] SPOSS Inc. Palo Alto, Ca. 1985, 885 Seiten und 80 Seiten mit Illustrationen sowie Karten, Graphiken, Glossar, Bibliographie, Register.

Kritisch, aber zuversichtlich

Zu Martin Greiffenhagen: Von Potsdam nach Bonn[1]

Nachdenken über Deutschland, aus verschiedenen Winkeln diverse Aspekte beleuchtend, quer durch die Geschichte, angefangen beim Preussenstaat und endend in deutscher Gegenwart. Der Stuttgarter Politologe Martin Greiffenhagen geht vom Begriff der *«politischen Kultur»* aus, in dem politische und geistige Phänomene verschränkt sind. Dies sei besonders für Deutschland wichtig, weil *«das Bürgertum von der politischen Herrschaft ausgeschlossen war und seine Aktivitäten in Bereiche von ‹Innerlichkeiten› abgedrängt wurden»*. So entstand ein Sonderweg im Gegensatz zum demokratischen Westeuropa: das eigentliche Thema der Überlegungen Greiffenhagens. Auch die Aufklärung hat in Deutschland andere Züge als in den klassischen Geburtsländern bürgerlicher Freiheit. Sie ist wesentlich kulturell, un- und antipolitisch. Anderenorts verwirklicht die Aufklärung den selbstbewussten Staatsbürger, in Deutschland überdauert, unter liberaler Tünche, der Untertan.

Der Preussenkönig Friedrich II., der als «der Grosse» faszinierte, verband Aufklärung mit feudaler Herrschaft. Greiffenhagen kommentiert: *«Der Staat dient sich selbst, ist Selbstzweck.»* Stürzte die Aufklärung in Frankreich die Monarchie, so wurde sie in Deutschland zur Magd traditioneller Obrigkeit. Schon bei Friedrich sichtet der Autor *«politischen Amoralismus»*, der auf dem Kult von Gehorsam, Disziplin und Ordnung beruht. Später wird sich das vollends als giftige Sumpfblüte entfalten. So gewinnt die kühne Tat, das Drauflosschlagen, Vorrang vor Kompromissen — aber sie machen das Wesen der Demokratie aus: *«Politischer Nihilismus wurde lange vor dem Nationalsozialismus politisch hoffähig.»* Der liberale Geist zog sich ins Innenleben zurück, Kunst wurde zur Fluchtburg des Bürgertums. Auch Humboldts Universität sei dafür verantwortlich, meint der Autor. Letztlich wurde die Politik ästhetisiert, wofür sowohl Novalis wie Ernst Jünger zeugen, «der Granateinschläge auf dem Schlachtfeld von Verdun im Bilde leuchtender Blumen beschrieb».

Greiffenhagen konstatiert einen *«bürgerlichen Selbsthass»*, der bei Intellektuellen besonders deutlich sichtbar wird. Während der Weimarer Republik war auch ihre Rolle keine glückliche — wie hätte es anders sein können? Die Dichter der Innerlichkeit hatten ein weites Echo, noch viele Leser im Dritten Reich und danach. Auch heute ist das Erbe des üblen Verhältnisses zwischen Intellektuellen und Regierenden nicht überwunden. *«Geist und Macht bleiben aufeinander angewiesen»*, lautet die hier vertretene These. Die Betrachtung über das evangelische Pfarrhaus gilt ebenfalls einem wichtigen Aspekt der politischen Kultur in diesem Lande: *«Die Geschichte des deutschen Pfarrhauses ist auf weite Strecken hin die Geschichte der deutschen Intelligenz, und diese ist wiederum die Geschichte des deutschen Bürgertums, eine Geschichte politischer Ohnmacht und sozialer Frustration.»* Nach 1945 griff Selbstbesinnung um sich, die den Protestantismus tief umgestaltete.

Das war ein Ausdruck für die Wandlungen, die die Entwicklung der Bundesrepublik markieren und den Unterschied zur Weimarer Republik verdeutlichen. Waren zunächst die Prognosen, die man der zweiten Republik stellte, ziemlich ungünstig, so verbesserte sich doch zusehends die Lage. Greiffenhagen meint: *«Die Demokratie fasst Fuss.»* Von ihrer unglücklichen Vorgängerin konnte man das nie behaupten. Die Bundesrepublik, die unter keineswegs normalen Bedingungen entstand, normalisierte sich allmählich, glich sich anderen Demokratien an, die manche Bestimmungen des Grundgesetzes für nachahmenswert erachten. Greiffenhagens Schluss ist zuversichtlich, obwohl er, was ratsam genug ist, auf Vorsicht nicht verzichten will. Andere Kapitel sind dem Konservatismus gewidmet, dessen Bedeutung hier unterschätzt wird, dem Totalitarismus — die These, der NS-Staat gehöre dieser Kategorie nicht an, ist zweifelhaft —, dem Stellenwert der Hitlerdiktatur in der deutschen Geschichte, der Legitimität der DDR im Bewusstsein ihrer Bürger. Der Autor bekennt sich zur Aufklärung, er tut es auf gelassene, keineswegs verbiesterte Weise. Er wirbt für Toleranz und praktiziert sie — immer noch die beste Art, für sie einzutreten. Endlich demonstriert er, dass es möglich ist, auch über schwierige Probleme verständlich und natürlich zu schreiben.

Heinz Abosch

[1] Martin Greiffenhagen, Von Potsdam nach Bonn. Zehn Kapitel zur politischen Kultur Deutschlands. Piper, München 1986.

Hinweis

Hölderlins Empedokles

Die Bände 12 und 13 der *Kritischen Textausgabe* der Werke Hölderlins (sie bietet den durchgesehenen und neukommentierten Textteil der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe aus dem Verlag Roter Stern) enthalten die drei Entwürfe zum *«Empedokles»* in dem von *D. E. Sattler* entwickelten Editionsmodell. Das bedeutet, dass die Änderungen, die Streichungen, die aufeinanderfolgenden Textvarianten in einem übersichtlichen Verfahren wiedergegeben sind. Verschiedene Schriftarten und besondere Zeichen vermitteln Einblick in die Struktur der Handschrift. Der Kommentar ist knapp und sachlich. Eine Zeittafel orientiert über die Entstehung der einzelnen Entwürfe und Stufen. Es bedarf zwar einiger Einübung in die noch immer ungewohnt wirkende Editionsmethode Sattlers. Aber anschaulicher als ein «kritischer Apparat» erlaubt sie den Nachvollzug der allmählichen Entstehung des Wortlauts *(Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1986).*